

Peer Review und Abweisungsraten

Prestigeschmuck wissenschaftlicher Journale

| GERHARD FRÖHLICH | Trennt das Peer Review-Verfahren wirklich, wie stets behauptet, erfolgreich gute von weniger guten Manuskripten? Belohnt das gegenwärtige System gar vor allem die hartnäckigen Autoren? Kritik und Lösungsvorschläge.

Die Gewinnraten der Wissenschaftsjournalverlage steigen und steigen. Im Konkurrenzkampf um Marktanteile und Impact Faktoren fungieren Peer Review und Abweisungsraten als Marketing-Instrumente.

Für viele ist der Peer Review ein Prestigeschmuck. Etliche Autoren bezeichnen ihre Veröffentlichungen, manche Herausgeber ihre Journale allerdings fälschlicherweise als extern begutachtet. Die

Grauzonen sind groß: Nur die Hälfte von 784 klinischen

Journalen wurde von zwei verschiedenen autoritativen Verzeichnissen übereinstimmend als referiert angeführt (Eldredge 1997). Selbst in der einschlägigen Forschung fehlen eindeutige Angaben: Weller (2001) war in ihrer extensiven Bestandsaufnahme englischsprachiger Peer Review-Forschung wiederholt auf Vermutungen angewiesen, ob die jeweilige Studie referierte Journale untersucht habe oder nicht. So oder so: Nur ein kleiner Teil der Beiträge in offiziell „referierten“ Journalen wird tatsächlich extern begutachtet, nur ein Bruchteil aller Abweisungen stützt sich tatsächlich auf externe Gutachter.

»Nur ein Bruchteil aller Abweisungen stützt sich tatsächlich auf externe Gutachter.«

Ein erfolgreich verbreiteter Mythos besagt: je höher die Abweisungsrate, um so strenger sei das Journal, desto höhere wissenschaftliche Qualität hätten das Journal und alle seine Einzelbeiträge. Journale der Psychologie oder Ökonomie verweisen deshalb stolz auf hohe Abweisungsraten. Doch offiziöse Abweisungsraten unterscheiden sich nach Disziplin beträchtlich: Die Physik hat niedrige (um 20 Prozent), die Philosophie und Pädagogik die höchsten (bis zu 98 Prozent). Beweist dies die niedrige wissenschaftliche Qualität physikalischer Aufsätze, und die hohe der geisteswissenschaftlichen?

Des Rätsels Lösung

Die Abweisungsraten hängen von banalen Faktoren ab. Physikjournale haben Jahresumfänge bis zu 10 000 Seiten, pädagogische Organe bescheidene von 150-300 Seiten. In der Physik ist schlicht und einfach das Verhältnis von Angebot (Zahl der Manuskripte) und Nachfrage (Seitenzahl je Jahrgang) pro Journal günstig. Dort soll je ein bestellter Gutachter Aufsätze zum Druck vorschlagen (serielles Verfahren). Lehnt er ab, wird ein weiterer Gutachter beauf-

tragt. In den Geisteswissenschaften oder in der Ökonomie mit vielen Einreichungen, aber wenig Platz je Journal sollen Gutachter hingegen Argumente für die Ablehnung von Manuskripten liefern. Daher werden mehrere Gutachter gleichzeitig eingesetzt (Parallelverfahren). Dies führt nämlich fast unvermeidlich zu Diskrepanzen und legitimiert so Abweisungsraten von 80 Prozent aufwärts. In der Politikwissenschaft wurden – als Fortschritt gefeiert – vier Gutachter zugleich eingesetzt. Resultat: Kein einziges Manuskript kam ohne mindestens eine Totalablehnung davon.

Wozu der Aufwand?

Fast alle Manuskripte werden ohnehin veröffentlicht – zumindest als Buchkapitel, mit oft bester Resonanz (Shepherd 1995). In Fächern mit hohen Abweisungsraten werden nachweislich fast alle Aufsätze so lange eingereicht, bis sie schlussendlich akzeptiert werden – oft sogar von statushöheren Journalen bzw. Verlagen als bei der Ersteinreichung. Ökonomen haben für ihre Zukunft sogar die optimalen Pfade von Journal zu Journal errechnet – je nach Statusposition der Einreichenden. Würden wir philosophische, psychologische, ökonomische Journale jeweils zu virtuellen Gesamtjournalen à 10 000 Seiten zusammenfassen, wären ihre realen Abweisungsraten niedriger als jene physikalischer Zeitschriften.

Die Überarbeitungswünsche der Referees und der Herausgeber verbessern ein Manuskript nicht unbedingt. Studien ökonomischer Top-Journale zufolge kommt es dort nach fünf bis sieben Jahren (!) Überarbeitungs- und Wartezeit endlich zum Druck. Effekt: die Manuskripte seien steril – von allen innovativen Ideen gereinigt und auf formale Modelle reduziert (Azar, Frey). Fast



AUTOR: GERHARD FRÖHLICH

Gerhard Fröhlich ist Universitätsprofessor am Institut für Philosophie und Wissenschaftstheorie an der Universität Linz. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kulturtheorie und Wissenschaftsforschung (Kritik der Evaluationsmethoden, Betrug, Plagiat und Täuschung).



Foto: mauritius-images

ausnahmslos versagt haben die Peer Review-Praktiken beim Aussortieren von Plagiat, Betrug und Täuschung. Laut Nature-Herausgeber Campbell könnten das Journale nicht leisten, nur aufmerksame Leser. Nicht selten wird die Gutachterposition auch missbraucht (Behinderung von Konkurrenten, Ideenplagiate). Selbst bei besten Vorsätzen sind Kryptamnesien (unbewusste Plagiate, nach Vergessen der Quelle wird eine Idee als eigene empfunden) bei Multifunktionären kaum vermeidbar.

Ineffiziente Verschiebepbahnhöfe

Begutachtungs- und Herausgeberprozeduren filtern also „wissenschaftlich Minderwertiges“ keineswegs erfolgreich und endgültig aus. Im Gegenteil: Je „schlechter“ ein Manuskript, desto mehr Leser (in Form von Herausgebern und Gutachtern) findet es bei den wiederholten Einreichungen. Unser derzeitiges System belohnt weniger wissenschaftliche Qualität (oder gar Mut zu Neuem), sondern schlicht und einfach Hartnäckigkeit. Es bestraft Misserfolgvermeider (Atkinson), die sich Kritik und Abweisung zu Herzen nehmen; es belohnt beharrlich Erfolgsuchende, die Ablehnungen gut wegstecken können.

Wesentlich zeitsparender für alle Beteiligten wäre die Einrichtung unabhängiger zentraler Begutachtungsinstanzen je Fach, welche die Artikel auf die verschiedenen Journale ihrer Disziplinen aufteilen und so als wissenschaftliche Rangierbahnhöfe fungieren. Doch hät-

»Fast ausnahmslos versagt hat der Peer Review beim Aufdecken von Plagiat, Betrug und Täuschung.«

ten solche Instanzen fast totalitäre Macht und wären daher eine noch größere Gefahr für Theorien- und Methodenpluralismus sowie Interdisziplinarität als die derzeitigen Praktiken.

Zudem hätten wohl weder Verleger noch Datenbankbetreiber Freude an solchen Lösungen. Denn Peer Review und Abweisungsrate dienen in Verbindung mit Impact Faktoren der Distinktion (Bourdieu), der Reproduktion von Hierarchien (symbolischen wie ökonomischen) zwischen Journalen, Verlagen und Datenbanken. Sie reduzieren so Komplexität und erleichtern die Tätigkeit von Evaluatoren, die nunmehr nichts mehr lesen und verstehen müssen – abgesehen von mehr oder minder obskur zustande gekommenen Kennziffern.

Die Zukunft: Open Access

Aber wozu überhaupt Manuskripte auf Journale (Kinder der Postkutschenära!) aufteilen, im digitalen Zeitalter? „Open access“ könnte in einigen Jahren das etablierte Verlags- und Journalwesen und vor allem ihre überhöhten Gewinnraten zum Absturz bringen – mit Preprint-Servern, elektronischen Archiven und

„Self-Archiving“ der Autoren bzw. Institutionen. Die Open-Access-Bewegung möchte der horrenden Kostenexplosion für Bibliotheken entgegenwirken und den öffentlichen Charakter wissenschaftlicher Methoden (Karl Popper) fördern: Kritik sei nicht an einige wenige „old boys“ zu delegieren, sondern Pflicht und Tugend aller Wissenschaftler. Auch Betrug, Täuschung und Plagiat könnten bei konsequent öffentlich zugänglicher, digital gestützter Wissenschaftskommunikation effizienter aufgedeckt werden.

*Belege, Literatur, Projekte:
<http://www.iwp.jku.at/froehlich/>*